Zeitschrift: Schweizer Frauenblatt : Organ für Fraueninteressen und Frauenkultur
Herausgeber: Bund Schweizerischer Frauenvereine
Band: 15 (1933)
Heft: 27

Heft

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Siehe Rechtliche Hinweise.

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. Voir Informations légales.

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. See Legal notice.

Download PDF: 04.02.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Bern

Winterthur, 7. Juli 1933 — Erscheint jeden Freitag — 15. Jahrgang Nr. 27

Schweizer Frauenblatt

Organ für Fraueninteressen und Frauenkultur

Offizielles Publikationsorgan des Bundes Schweizer. Frauenvereine

Verlag: Genossenschaft „Schweizer Frauenblatt", Zürich

Inseraten-Annahme: Publicitas A.-G., Marktgasse 1, Winterthur, Telephon 18.44, sowie deren Filialen. Postcheck-Konto VIII b 858

Administration, Druck und Expedition: Buchdruckerei Winterthur vormals G. Binkert, A.-G. Telephon 27.52

Abonnementspreis: Für die Schweiz per Post jährlich Fr. 10.30, halbjährlich Fr. 5.80. Auslands-Abonnement pro Jahr Fr. 13.50. Einzel-Nummern kosten 20 Rappen / Erhältlich auch in sämtlichen Bahnhof-Kiosken / Abonnements-Einzahlungen auf Postcheck-Konto VIII b 58 Winterthur

Insertionspreis: Die einspaltige Nonpareillezeile oder auch deren Raum 30 Rp. für die Schweiz, 60 Rp. für das Ausland / Reklamen: Schweiz 90 Rp., Ausland Fr. 1.50 / Chiffregebühr 50 Rp. / Keine Verbindlichkeit für Placierungsvorschriften der Inserate / Inseratenschluß Montag Abend

Wochenchronik.

Schweiz.

Mit seltener Ausdauer hält die politische Hochkonjunktur an bis hinein in die sommerliche Ferienzeit. Es mag die Abendsonne noch so verlockend über der Landschaft liegen, es füllen sich die dumpfen Versammlungssäle da und dort im Lande herum mit einer zur politischen Anteilnahme erwachten Jugend, mit bekannten Politikern, mit politischen Eigenbrödlern und mit solchen, die bislang vornehm abseits standen und andere die Kämpfe um nationale und internationale Tagesfragen ausfechten ließen. Auch die Frauen tun mit. Bei großen Tagungen der Mittelstandsbewegung sehen wir sie besonders zahlreich anrücken. Da und dort begrüßt man sie als „Mitbürgerinnen", aber im Verlaufe der Verhandlungen pflegt kaum von ihnen die Rede zu sein. Man spricht wohl von den wirtschaftlichen Reserven, die unserem Lande das Durchhalten in schwerer Zeit ermöglichen, aber der politischen Reserven, welche die Frauen in unserer Demokratie bilden, gedenkt man nicht — auch da nicht, wo man dies hätte erwarten dürfen, nämlich in den Kreisen, die die Totalrevision der Bundesverfassung auf ihr Banner geschrieben haben.

Die Veranstaltungen der Fronten, gegen die Fronten und zur Aussprache mit den Fronten, bewegen sich auf recht verschiedener geistiger Höhe. Man muß sich bei gewaltigen Versammlungen immer wieder wundern, bei welchen Plattheiten der lauteste Beifall gezollt wird. Aus der Reihe der kürzlich veranstalteten politischen Abende sei heute einer erwähnt, der um seines geistigen Höhenflugs und des jugendlichen Siegeralgubens wegen sich vorteilhaft hervorhob: Es ist dies die Kundgebung der bernischen Jungliberalen mit Urs Dietschi, Olten, als Referent, die am 3. Juli im Großratssaal in Bern stattfand. Geladen zur Aussprache waren alle, denen die nationale Erneuerung am Herzen liegt. Unter dem Titel: „Der neue Bund" entwickelte Herr Dietschi die Ideen, auf denen die schweizerische jungliberale Bewegung beruht: Den von den Vätern erstrittenen politischen Gütern soll die Anerkennung nicht versagt sein. Allein es muß festgestellt werden, daß eine Stagnation im politischen Leben eingetreten ist und daß es lebhafter Impulse bedarf, um aus diesem Zustand heraus zu einer kräftvollen Erneuerung zu gelangen, die fremde Einflüsse überwinden und unbefriedigenden Zuständen im Staatsleben begegnen kann. Ein neuer Bund muß erstehen, kein Flickwerk, kein Bürgerblockbund, sondern ein Bund freier Bauern, Bürger und Arbeiter, ein alle umfassender Kameradschaftsbund. Die Schaffung eines schweizerischen Gesamtbewußtseins ist politisch und wirtschaftlich notwendig; es müssen Verhältnisse erstehen, bei denen jedem die Möglichkeit zur Entfaltung seiner Kräfte auf nationalem Boden gegeben ist. Das aber bedingt die Totalrevision der Bundesverfassung; das erneute nationale Leben verlangt eine erneute Verfassungsgrundlage. Der Redner verhehlt sich nicht, daß eine Verfassungsrevision in diesem Sinne von Gefahren begleitet ist. Allem Großes ist immer aus Gefahren heraus entstanden. Beim Schaffen eines großen Werkes erhebt sich das Verantwortungsgefühl, erwachen auch die einigenden Kräfte. Als Forderungen nannte der Redner: Verjüngung des öffentlichen Lebens, Beschränkung des Nationalrates auf 100 bis 120 Mitglieder, Wegfall der Proporzwahl, die ein System der Verantwortungsschwäche darstellt und kuhhändlerische Kompromisse zeitigt, eine starke Regierung, die über den Gruppeninteressen steht und deren Egoismus zu meistern vermag, ein Wirtschaftsrat als konsultativer Beistand für Bundesrat und Parlament. Mehr als bis dahin muß die Stimme der Jugend im öffentlichen Leben gehört werden. Die alten Parteien sollen nicht preisgegeben werden, allein Neues kann nur erstehen, wenn der schöpferische Geist sich auswirken kann, an den die Jugend glaubt. Sie glaubt an den Kameradschaftsstaat mit neuen Lebensformen. Zum Schluß fordert der Redner alle Gutgesinnten auf, mitzutun, damit das neue Schweizerhaus, der neue Bund, erstehen kann... Keine Erwähnung der Frauen als Mitträgerinnen des erstrebten neuen Bundes, obschon die jungliberalen Frauen in ihrer Bewegung zählen. Doch ließ sich in der Diskussion eine weibliche Stimme hören. Frau Kümmerli-Frey, eine bekannte Verfechterin der Freigeld-Theorie, trat nicht für politische Frauenrechte, wohl aber für die Lehre Silvio Gells ein.

In einer andern Veranstaltung dagegen wurde von den Frauen im Staate gesprochen, am Vorabende der Zürcher Studenten, an dem Nationalrat Dr. Oeri sich über das Thema „Kritik und Aufbau" hören ließ. Leider besitzen wir keinen authentischen Bericht über den Vortrag, doch ist es interessant, festzustellen, daß man aus ein und demselben Votum gerade das Gegenteil heraushören kann, je nachdem man hören will. Nach einem Bericht der „N. Z. Z." soll sich Dr. Oeri folgendermaßen geäußert haben: „Neben den Jungen gibt es noch andere Wesen, die an der bestehenden Ordnung der Dinge Kritik üben oder üben könnten. Es sind die Schweizerfrauen, die sozusagen auch menschliche Wesen sind. Gefährlich für die bestehende Ordnung und für jegliche Ordnung sind nicht jene, die mehr oder weniger kritisch denken, sondern jene, die gar nicht denken und die ohne politische Erziehung und Interessen ihre Söhne, die künftigen Staatsgestalter zu jenem dünkelhaften Dilettantismus erziehen, der zu jedem Unsinn, auch dem politischen, disponiert. Es ist kein Glück für die Schweiz — so urteilt Dr. Oeri — daß die Schweizerfrau von der politischen und staatlichen Erziehung der Söhne mehr oder weniger ausgeschlossen ist". In einem andern Zürcher Blatt lesen wir: „Auch die Rolle, die das weibliche Geschlecht im Staatswesen zu spielen habe, wurde einer eingehenden Kritik unterzogen und der Redner kam zum Schluß, daß die Frau als Mutter vorerst eine Erziehungsaufgabe zu erfüllen habe, und später übe sie, die Mutter, auch einen großen Einfluß aus auf die Tätigkeit der Familienglieder nach außen hin. Für lautes Bewegen der Frau im öffentlichen Leben ist der Redner nicht zu haben!!". Im Bericht der „Basler Nachrichten", dem Organ Nationalrat Oeris, findet der Passus betreffend die Frauen keine Erwähnung. Hingegen lesen wir da den folgenden Appell des erfahrenen Politikers an alle unruhigen Elemente: „Durchhalten" ist heute die Parole, ehrlicher Kampf wohl, aber kein sinnloses Rennen. Mit der Existenz unseres Staates experimentiert man nicht. Die Demokratie schließt alle Reformmöglichkeit in sich, die von gutem sind. Im übrigen ist kein Moment schlechter gewählt in der europäischen Geschichte, als der heutige, um in unserer Schweiz eine Umwertung aller Werte vorzunehmen. Wir alle sollten uns finden in dem Wunsche: „Gott erhalte uns den Frieden". J. M.

Frauenarbeit im Mittelalter.

Der bereits auch bei uns deutlich sich abzeichnende Kampf gegen die Frauenarbeit, der beginnende ständische Aufbau der Wirtschaft in unserm Nachbarstaate, die damit verbundene Wiedererstarkung des Zunftwesens machen es notwendig, daß wir unsern Verteidigungskampf nicht nur in die Tiefe, mit grundsätzlichen und wirtschaftlichen Ueberlegungen, sondern auch in die Weite und Breite führen, daß wir uns aber namentlich auch der historischen Zusammenhänge viel mehr als bisher bewußt werden. Gegenüber einer Auffassung, die — zwar aus Deutschland stammend, aber auch bei uns sich festzusetzen beginnt — die Frauenbewegung als eine Tochter des Liberalismus hinstellt, die mit ihm zu Grabe getragen werden müsse, kann nicht deutlich genug darauf hingewiesen werden, daß die Frauenfrage, — vor allem soweit sie Erwerbsfrage ist — im Mittelalter nicht minder akut war und im Brennpunkt des Kampfes der Zünfte stand und von den Städten und von der Kirche auf mannigfaltigste Weise zu lösen versucht wurde.

Im Mittelalter war die Frauenfrage tatsächlich eine reine Erwerbsfrage. Die ganze Zeit von der Mitte des 13. Jahrhunderts bis zum Ende des 15. Jahrhunderts war gekennzeichnet durch einen unverhältnismäßig großen Ueberschuß der Frauen im heiratsfähigen Alter. Karl Bücher, immer noch der Klassiker auf diesem Gebiete, gibt z. B. an, daß in Nürnberg im Jahre 1449 auf tausend Männer 1297 Frauen kamen, in Basel um 1454 auf tausend Männer 1264 weibliche Personen. Was konnten die Frauen anfangen, die nicht in der Ehe Versorgung fanden? Sie mußten auf einen Erwerb sinnen, wenn sie nicht verhungern wollten. Wohl konnten im Mittelalter, das zwar der Frau schon eine Reihe von Betätigungen entwunden hatte, noch mehr Frauen im Haushalt Beschäftigung finden als heute, und viele Waisen und Witwen hatten bei Verwandten einen Unterschlupf. Aber doch waren viele Frauen zu einem außerhäuslichen Erwerb gedrängt.

Dabei war die Zunftgesetzgebung den Frauen durchaus nicht günstig. Die Zünfte waren im Mittelalter nicht nur wirtschaftliche Zusammenschlüsse, sondern auch Korporationen staatsbürgerlichen Charakters mit rechtlichen, militärischen und politischen Aufgaben, zu denen ja die Frauen nicht zugelassen waren. Schon dies erschwerte ihre Aufnahme in die Zunft außerordentlich, dazu konnte man die Mädchen nicht auf Wanderschaft schicken, die doch früher zur Ausbildung jedes tüchtigen Gesellen gehörte. Dennoch findet man merkwürdigerweise das ganze Mittelalter hindurch Frauen in den Zünften, nicht nur als „mithelfende Familienangehörige", sondern teils als fremde Lohnarbeiterinnen, teils als selbständige Meisterinnen. Und sogar reinweibliche Zünfte gab es. Zu ihnen gehörte vor allem das Textilgewerbe, das ja auch heute noch großenteils von Frauen betritten wird. Die Leinen- und Wollweberei, das Spinnen und Spulen, das Borten und Schleierwirken lag in den Händen von Frauen, merkwürdigerweise aber nur zum Teil die Schneiderei. „Im ganzen", so sagt Bücher, „können wir sagen, daß im Mittelalter die Frauen von keinem Gewerbe ausgeschlossen waren, für das ihre Kräfte ausreichten ..... Indessen bemerken wir schon frühe die Tendenz, die Frauenarbeit mehr und mehr zurückzudrängen. Dieselbe wendet sich zunächst gegen die Meisterswitwen, deren Recht auf eine gewisse Zeit beschränkt oder an bestimmte Bedingungen geknüpft wird. Sodann gegen das Mitarbeiten der Mägde und der weiblichen Familienmitglieder, endlich auch gegen die selbständige Tätigkeit der Frauen in den Zünften. Die Gesellenverbände fangen an, sich zu weigern, neben den weiblichen Arbeitern zu dienen; die Meister klagen über Beeinträchtigung ihres Nahrungsstandes. Im 16. Jahrhundert leistet noch die öffentliche Gewalt diesen engherzigen Bestrebungen Widerstand, im 17. Jahrhundert erlahmt sie darin völlig, und so kommt es, daß nur in vereinzelten Fällen bis ins 18. Jahrhundert die Frauenarbeit im Handwerk sich erhalten hat."

Hingegen sind in den nichtzünftigen Gewerben viele Frauen vertreten, so in Frankfurt in 200 Berufen. Die Kürschner, die Handschuh- und Hutmacher, die Holz- und Metalldreher haben in ihren Reihen Frauen. Die Feinbäckerei und Bierbrauerei und ganz besonders der Kleinhandel in den Dingen des täglichen Bedarfs liegt fast ausschließlich in ihren Händen. Eigentümlich berührt, daß schon damals Vorschriften gegen Doppelverdiener zu finden sind. Besonders interessiert uns aber zu hören, daß die Frauen damals schon als städtische Beamte, als Turm- und Zollwächterinnen, als Geldwechslerinnen, als Krankenpflegerinnen und Schulmeisterinnen und Kindergärtnerinnen angestellt sind. Zwischen 1389 und 1497 werden in Frankfurt 15 Aerztinnen erwähnt.

Aber die Erwerbsmöglichkeiten reichten für die Frauen nicht aus. Sie mußten noch anderweitig Unterschlupf suchen. Sie fanden ihn nicht nur in den Klöstern, sondern es gab schon damals so etwas wie die modernen Stifte und Altersheime, in welchen die Frauen ihr Vermögen oder eine Leibrente einbrachten und gemeinsam Haushalt führten. Diesen Stiften (Samenungen) ging später nicht immer ein guter Ruf voraus, Zank und Eifersucht, übertriebener Luxus usw. brachten diese Einrichtungen zum Verfall. Dienten diese vor allem der Aufnahme begüterter, alleinstehender Frauen, so sind nicht minder eigenartig die sogenannten Beknenanstalten, die armen Mädchen und Frauen Zuflucht boten. Durch Stiftungen dotiert, waren diese „Einungen" oder „Seelhäuser" oder „Regelhäuser" vielfach, um sich erhalten zu können, auch auf die Arbeit ihrer Insassen angewiesen, die aber um dem Gewerbe nicht so große Konkurrenz zu machen, auf einzelne Zweige, oder auch auf Krankenpflege usw. beschränkt wurden. Die Einrichtung der Beknen gehört zu den interessantesten Erscheinungen des Mittelalters, die freilich sehr viel zu der fortschreitenden sittlichen Entartung des späteren Mittelalters beitrugen. Gleichzeitig aber wird mit derselben im Laufe des 17. und 18. Jahrhunderts der völlige Ausschluß der Frauen aus dem Erwerbsleben motiviert, auch der Schutz der Familie ist die Ursache dafür.

Immer wieder drängen sich uns die Parallelen zur Gegenwart auf. Sie sind naheliegend genug auf wirtschaftlichem Gebiet, aber nur auf diesem, denn was wir heute als Frauenbewegungsfragen ansehen, ist erst in zweiter und dritter Linie Kampf um die Futterkrippe, sondern vor allem Kampf um die Sicherung des Fraueneinflusses im öffentlichen, kulturellen und sozialen Leben.

H. St.

Erneuerung.

II.

In der letzten Nummer wurde auf die neue Richtung im politischen Leben der Schweiz hingewiesen und die Ansicht ausgesprochen, daß die Preisgabe der demokratischen Staatsform zur Bewältigung der Gegenwartsaufgaben nicht notwendig und eine andere Form hiezu nicht besser geeignet sei. Diese Ansicht ist noch etwas näher zu begründen.

Es gibt keine absolut richtige Staatsform. Als Organisation der Gemeinschaft hat sie sich dem Charakter derselben und ihren Bedürfnissen anzupassen. Die Frage nach der „richtigen" Form kann deshalb nur für einen bestimmten Staat in einem bestimmten Zeitpunkt gestellt werden.

Die schweizerische Demokratie hat sich organisch und dem Volkscharakter gemäß entwickelt. Sie entsprach einerseits dem im Wesen des Schweizers liegenden Bedürfnis nach freier Selbstverantwortung in der Gemeinschaft. Sie ist anderseits der Abschluß einer langen Entwicklung, in der sich das allgemeine Mitspracherecht in öffentlichen Angelegenheiten gegen die immer wieder auftauchenden Abschließungstendenzen

Berge und wir.

Es geht uns mit den Bergen wie mit unsterblichen Werken der Literatur: wir kommen immer zu ihnen zurück, in allen Lebensaltern, und wir finden sie beim Wiedersehen verändert, weil wir uns verändert haben. An diesen Wiederbegegnungen erleben wir unsere Wandelbarkeit und Entwicklung. Als wir Kinder waren, konnte nichts uns mehr entzücken als die Einsamkeit einer letzten Alphütte auf der höchsten Bergweide oder in der hintersten Talmulde. Dort hätten wir bleiben, unsere Ferien zubringen mögen, recht einsam, recht entrückt, wenn möglich an einem rauschenden Wildbach, der jedes menschliche Gerücht übertönt und uns jeden Augenblick an die wilde Macht der Naturgewalten erinnert hätte. In unser Idyll durfte kein fahrbarer Weg führen; je schmaler und ungangbarer der Pfad zu unserer Hütte war, umso besser gefiel er uns. Mächtige Felswände, von Gletscherabstürzen gekrönt, wünschten wir uns als Hintergrund. Und sie sollten so steil sein, daß wir den Kopf zurückwerfen mußten, um ihren Scheitel zu sehen. Kein Talkessel war uns damals zu eng, keine Schlucht zu schmal, kein Krachen zu tief, um nicht unsere Freude an großartig düsterer Romantik zu wecken. Das Unwirtliche reizte unsere Abenteuerlust, die wilde Einsamkeit lockte unsern Freiheitsdrang, das Primitive zog den schaffenden und bauenden Robinson in uns an. Den drohenden Anblick eines öden, hochumragten Felssessels empfand unser heiteres, vom Leben noch unbelastetes Gemüt nur als Großartigkeit; und nach Größe sehnten wir uns, nach einfach zu erfassender, massiver Größenwirkung. Noch mit zwanzig und fünfundzwanzig Jahren waren wir Romantiker. Ich habe Freunde, die sich in jenem Alter ein kleines Berghaus bauten in einer Landschaft, die uns damals das Ideal eines Sommeridylls schien; schäumender Wildbach, schwarzer Tannenwald auf zwei Seiten, als Zugang nur ein Küherpfad und über allem die hohe graue Felswand einer berühmten Bergkette. Und nichts zu sehen vom Tal, von den nächsten Alphütten, nur Fels, Wald und Wasser. Meine Freunde sind ihrem Jugendidyll nicht untreu geworden; sie seufzen bloß manchmal: „Wenn wir nur wenigstens zweihundert Meter weiter vorn wären und ein paar bewohnte Hütten sähen und ein Stückchen vom blauen Tal!" Und so haben die meisten von uns sich geändert. Ein Stückchen blaue Ferne wollen wir, Hoffnung und Ausweg, wie die Alten weise in ihre Bilder hineinkomponierten, und Hütten, der Menschen, denn wir sind durch ein halbes Leben mit ihnen verwachsen, durch Tätigkeit, durch Pflichten, Not und Bande mehr oder weniger mild mit ihnen verbunden.

Der Mensch auf der Höhe des Lebens braucht Horizonte. Die Berge sind ihm zwar noch immer Freund, und das reine, jubilierende Entzücken seiner Jugend hebt nach in seinem Herzen bei ihrem Anblick. Aber er ist eingewachsen in die menschliche Gesellschaft und sucht nicht mehr die wilde Oede auf, um seine Begeisterung und Träume vor seinesgleichen zu bergen und aus düsterer Großartigkeit imaginäres Erlebnis zu empfangen. Er sieht den Berg im Ganzen der Landschaft, wie er selber jetzt in einem weiteren Bereich des Lebens steht. Das enganschließende Beratal ohne Ausblick ist ihm unvollständig; er braucht das Draußen, nicht nur das Drinnen; er ist der Wirkung ins Breite zugekehrt. Auch sieht er dem düsteren, drohenden Charakter großer Bergmassen nicht mehr unbelastet gegenüber wie als Jüngling. Das Düstere hat schon Anklang und Erinnerung in seinem Menschendasein. Es ist ihm bewußt, oder unbewußt Sinnbild drohender Schicksalsgewalten. Er weist gewitzigt das Grauen ab, das seine romantische Jugend liebte. Er baut jetzt sein Haus auf die freie, sonnige Bergterrasse, die ihm zum Ausblick an die Höhen auch den Umblick in die Runde, den Ausblick in Tal und Ferne schenkt. Er ist, wenn ihm das Leben gelang, Herrscher geworden in irgend einem Bereich. Wenn er als Kind und Jüngling instinktiv seine Befriedigung fand im Hinaufklimmen, so übersieht er jetzt gern von seiner eigenen Höhe eine weite, gesamte Umwelt. Auch hohem Gipfel, im weiten Talesrund, vor dem unendlichen Meer, immer ist er nun Gegenspieler, der nicht nur aufnimmt, sondern der Natur seine Antwort gibt.

Er ist vielleicht im Grunde seines Selbst nicht weniger Träumer als in seiner Jugend; aber schon beginnt seine Sehnsucht sich der ruhigen Horizontale zuzuneigen. Gern streift sein Auge dem Meereshorizont entlang, der ihm die Frage der Unendlichkeit stellt. Er fühlt sich unbewußt angezogen von der ungewissen Ferne und macht sich leise vertraut mit ihr.

Den wahren Fernblick haben die Alten. Sie lassen ihn über Berge und Ebene schweifen und alles ist ihnen Besitz. Die Senkrechte und die Wagrechte machen ihnen wenig Unterschied mehr. Sie schauen beides an aus ihrer zunehmenden Nachdenklichkeit. Der eine geht von sich und seiner Leiblichkeit aus, und ihm ist die strahlende Gipfelferne wehmütige Erinnerung; dem andern, dem in der Erwartung der Schöpfung werde eine neue Jugend anbricht, wird Höhe und Weite zum verheißungsvollen Sinnbild. In welchem Lebensalter lieben wir die Berge am meisten? Jeder kann es nur für sich selber entscheiden. Und jeder entscheidet verschieden im Wandel des Jahrzehnte.

R. Wst.

Reinhold und Mathilde.

Erzählung von Olga Amberger.

(Schluß) 6

Nach wenigen Tagen las Mathilde in der Zeitung eine Beerdigungsanzeige mit dem Inhalt: „Blank, Irma, ledig; 20 Jahre, drei Monate, sechs Tage." Sie hatte den Zeitungsausschnitt eine Weile auf ihrem Zimmer liegen. Ihre Eifersucht merkte das verlorene Blut; ihre Angst kam nicht darüber hinweg, daß Irma Blank wahrhaft die Geliebte Reinholds gewesen sei. Sie war sogar bis zur Türe der bittersten Wahrheitshalle getaumelt. Traurig und verstört vernahm sie vor dem Leichenkaufe, daß die Tote an Schwindsucht verstorben sei. Schweren Mutes kam sie heim. Sie erwartete vom Morgen etwas Mächtiges. Die Frage nach dem Stachel des Todes grub sich ein. Wozu leben? Warum sterben? Leben, das war für sie, nicht aus der Rangstelle, wohin ihr Vaterhaus sie wies, zu treten. Tot sein, das war hinausgetragen werden über die Schwelle des Hauses, nie zurück. Links und rechts menschliche Zeiten, Alltag, Blumen, Worte, Geist, Seufzer. Das war es nicht. Davon wußte man nicht. War solch ein Leben auf der Straße mit Reinhold recht gewesen? Es hatte sie angezogen. Nun mußte sie das Bild des sterbenden Mädchens Irma Blank in sich spüren. Alle Muskeln der Leidenden schwanden, sie wurde Skelett, das Herz kämpfte nicht mehr, der Tod war leicht,

denzen (Zünfte, Städte, Aristokratie) durchsetzte. Sie war auch die einzige Basis, auf der sich so verschiedenartige Bevölkerungsteile zu einer dauernden Gemeinschaft zusammenfinden konnten. Auf dem Boden der Demokratie hat sich die Zusammengehörigkeit verstärkt und ausgebaut. Sie hat Ordnung, Sicherheit, Kontinuität und damit die Grundlage für einen großen Aufschwung geschaffen. Sie hat zur Zuverlässigkeit und Tüchtigkeit erzogen.

Heute die demokratische Staatsform zerstören heißt, organische Entwicklung gewaltsam unterbrechen, Aufbauarbeit von Jahrhunderten zerstören. Ist eine solche Umwälzung heute gerechtfertigt?

Die Notwendigkeit des von innen herauswachsenden Zusammenklangs ist heute wie vordem vorhanden, ja vielleicht noch mehr, seit das Wachsen der rassebetonten Nationalismen um uns her und die zunehmende wirtschaftliche Spaltung unsere Einheit bedrohen. Diese Gefahr kann nicht durch Zwang abgewehrt werden. Auch bietet die Demokratie den weiten und würdigen Rahmen, in dem sich in schwierigen Zeiten gesunde Ideen entwickeln und ausreifen können. Sie ist wie kein anderes System anpassungsfähig, und wohl die einzige Form, die auf die Dauer die innere Einheit zwischen Volk und Staatsorganisation zu erhalten vermag. Auch eine anfänglich vom Volke gewollte unabhängige Machtorganisation entfernt sich erfahrungsgemäß früher oder später vom Volkswillen und kann nur durch Revolution beseitigt werden. Demokratie aber bedeutet Schutz vor Macht und Willkür, Kontinuität und bestmögliche Sicherung eines gerechten Interessenausgleichs. Im Wesen der Demokratie liegt somit kein Grund, daß sie die Gegenwartsaufgaben nicht zu bewältigen vermöchte.

In der Tat braucht es nur ein wenig Beobachtung und Nachdenken, um zu sehen, daß die Mißstände nicht dem System, sondern dem Menschen zuzuschreiben sind. Der schweizerische Aktivbürger ist auf dem Weg, zu vergessen, daß das Recht eines Königs über das gesamte Volk und die Verantwortung für dasselbe auf ihm liegt. Er hat sein Stimmrecht zum Kampfmittel für seine persönlichen Interessen oder die einer Gruppe entwürdigt und Haß und Kampf an Stelle von Verantwortung und Führung gesetzt. In einem erschreckenden Maß hat das Wort Politik seine Bedeutung von Staatskunst verloren und ist zum Synonym für Vertretung von Spezialinteressen auf Kosten der Gesamtheit geworden. Dieser Mangel an Verantwortungsbewußtsein für die Gesamthe it macht sich sowohl im nationalen, wie im internationalen Leben bemerkbar. Er hat hier wie dort zu den schwersten Störungen geführt und verhindert auch heute die Gesundung. Die derzeitige politische und wirtschaftliche Krise ist denn auch eine Krise des Vertrauens in den Menschen, der versagt hat. Alle autokratischen Systeme, soweit sie nicht Ausfluß persönlichen oder nationalen Machtwillens sind, haben ihren Grund in einer tiefen Verachtung des Menschen, dessen Einsicht und Fähigkeit zur Organisation der Wirtschaft und des Staates verneint wird, während einige wenige Menschen eine mystische Verehrung erfahren. Das Verantwortungsbewußtsein des Einzelnen ist unentbehrlich, es läßt sich aber nicht erzwingen und sein Fehlen korrumpiert jedes System.

Ein ganz neues Verantwortungsbewußtsein muß entstehen, wenn es besser werden soll. Sein Erwachen für den nationalen Kreis zeigt sich durch viele Symptome an. Freuen wir uns darüber und fördern wir es. Gerade auf uns Frauen liegt in dieser Zeit eine große Aufgabe. Wir lassen einen Menschen nicht fallen, weil er Fehler macht, damit würden wir ihn zum Sinken bringen. Wir wollen auch jetzt nicht den Glauben an den Menschen verlieren, weil er einer ungeheuer schweren Aufgabe nicht gerecht geworden ist, wir würden ihn damit noch schwächer machen. Demokratie aber ist der Beweis höchsten Vertrauens. Die Erscheinungen unserer Zeit sind eine tiefernste, vielleicht letzte Mahnung, das Vertrauen zu rechtfertigen. In diesem Sinne wollen wir Frauen zusammenstehen und mit unserer ganzen Kraft zur Erneuerung des Staates und zur Lösung der Probleme beitragen.

Wir wollen nicht Front machen, sondern Hand bieten. Wir brauchen kein Feldgeschrei und unser klares, starkes Schweizerkreuz ist uns recht; wozu seine Balken umbiegen, oder in die Länge zerren? Die tatbereite Liebe für Heim und Familie, für Heimat und Vaterland, bedeutet unser Leben: was sollte es uns helfen, sie auf ein Programm zu setzen? Selbstbewußte Einordnung und verantwortungsvolle Zusammenarbeit sind uns Bedürfnis: was soll uns da Schlagwort und Befehl? Fehler erkennen und Bessermachen muß die Losung sein; wozu einen Sündenbock suchen?

Wir wollen uns zur Demokratie bekennen als zur Grundlage von Vertrauen und gegenseitiger Achtung, auf welcher allein die besten Kräfte des Schweizervolkes zur Entwicklung und Auswirkung gebracht werden können. Wir wollen uns einsetzen für die Stärkung des Verantwortungsbewußtseins gegenüber der Gesamtheit, mit welchem sich der Mensch des Vertrauens würdig erweist. Aus ihm allein können und werden die Lösungen für die schwierigen wirtschaftlichen und politischen Probleme erwachsen, soweit solche vom nationalen Boden aus überhaupt möglich sind.

Wir wollen fortfahren in unserer Arbeit für die Völkerverständigung, aber nicht blind sein für die überaus großen Gefahren der Gegenwart. Wir wollen das Recht der Schweiz zur nationalen Selbstbehauptung überzeugt bejahen und die hiefür erforderlichen Opfer bringen. Wir wollen den zum Schutz von Land und Verfassung bereiten Schweizer hochhalten, aber uns nicht von Menschen führen lassen, denen Krieg und Rüstung Beruf und Einnahmequelle ist.

Wir wollen mithelfen zur Einigung und Zusammenarbeit in der Schweiz, aber wir verabscheuen die Mittel der Intoleranz und der Gewalt, welche nie wahre Bindung zu schaffen vermögen. Wir wollen Gräben zuwerfen, aber nicht, indem wir andere aufreißen: wir wollen nicht Klassenhaß durch Rassen- oder Völkerhaß ersetzen. Wir wollen vorwärts, nicht zurück in die alten Geleise, die den veränderten Bedürfnissen nicht mehr zu genügen vermögen und ehrlich nach Lösungen suchen, auch wenn sie für uns ein Opfer bedeuten. Wir müssen mit dem Manne zusammen lernen, selbstverantwortliche Einordnung und Zusammenarbeit auf immer größere Lebenskreise auszudehnen. Wir wollen auch fortfahren im Kampf gegen Elend und Not, die kein System jemals wird beseitigen können.

Wir freuen uns über die gärende neue Kraft, denn wir haben das Wissen um den Wert seelischer Kräfte bewahrt, als der Geist überheblich wurde. Wir wollen nun auch den Geist nicht unterschätzen, weil die Seele — Mode geworden ist. Die Schweiz darf nicht zum Spielball unklaren und undisziplinierten Strömens und Drängens und nicht zum Experimentierfeld für Machtgelüste oder für abstrakte Theorien werden, die die Vielgestalt des Lebens in ein starres System pressen wollen. In unserer Natur liegt die Ehrfurcht vor organischem Wachstum, das sich nicht von einem Tag auf den andern erfüllt. Die Plötzlichkeit, mit der viele dem von ihnen eben erst entdeckten Vaterland neue Wege weisen wollen macht uns stutzig. Die Demokratie wird die Klärung und die kräftige, organische Weiterentwicklung sichern, wenn es gelingt, Verantwortungsbewußtsein und Opferbereitschaft für die Gesamtheit zu wecken, wesensfremde, gewalttätige Einwirkungen abzuwehren, echtem, ruhig wägendem Schweizersinn zum Durchbruch zu verhelfen.

A. V.

Endlich einmal einer, für den die Schweizer Frau auch noch existiert.

Wir haben in der letzten Zeit viel von „Erneuerung" zu hören bekommen. Jede der zahlreich aus der Erde geschossenen „Fronten" hat die andere an großen Worten zu überbieten gesucht. Keine einzige aber hat bisher daran gedacht, daß es in dieser zu erneuernden Schweiz auch noch Frauen gibt, Frauen, die im Leben, auch im Staatsleben, doch auch einiges zu bedeuten haben und zur Erneuerung vielleicht auch etwas zu sagen und beizutragen hätten. Daß sie von unsern bisherigen Parteien nicht gar so wichtig genommen werden, sind sie leider gewohnt. Umso mehr hofften sie auf die Jungen, die Kommenden, die „Erneuerer". Aber niemand von ihnen, nicht ein einziger, hat bisher an sie auch nur gedacht.

Und nun kommt einer von den „Alten" und erinnert die „Jungen", daß wenn denn schon so heftig kritisiert werden müßte, da immerhin auch noch welche wären, die auch allen Anlaß hätten, etliches an unserm bisherigen Staat zu rügen. Es ist kein Geringerer als Dr. Oeri, der Chefredaktor der „Basler Nachrichten", der in einem Vortrag über „Kritik und Aufbau" vor der Studentenschaft Zürich am 3. Juli auch der Schweizer Frauen gedachte, die „sozusagen auch menschliche Wesen seien". Gefährlich für die bestehende Ordnung seien nicht jene, die mehr oder weniger kritisch denken, sondern jene, die gar nicht denken, und die ohne politische Erziehung und Interessen ihre Söhne, die künftigen Staatsgestalter, zu jenem dünkelhaften Dilettantismus erziehen, der zu jedem Unsinn, auch dem politischen disponiert. Es sei kein Glück für die Schweiz, daß die Schweizer Frau von der politischen und staatlichen Erziehung der Söhne mehr oder weniger ausgeschlossen sei.

Wir teilen natürlich Dr. Oeris Meinung ganz und gar und danken ihm, daß er das ausgesprochen hat, was wir bisher vergeblich von den Jungen zu hören hofften. Möchten doch die „Fronten" sich diese Worte gesagt sein lassen und nicht mehr so blind wie bisher an dieser Seite des Erneuerungsproblems vorüber gehen. Es gibt unter den heutigen Frauen sehr viele, die am Geschick ihres Vaterlandes ebenso heiß beteiligt sind wie die Männer und die wohl befähigt wären, um sich eine „erneuerte" mit Mütterlichkeit durchsetzte politische Atmosphäre zu schaffen.

Wieder die „Doppelverdiener".

Das Zentralsekretariat des schweiz. kaufmännischen Vereins lenkt gegenwärtig die Aufmerksamkeit der Oeffentlichkeit auf die vielerlei Notlagen und Mißstände, unter denen der unselbständige Mittelstand, die Privatangestelltenschaft schwer leidet, und nennt unter diesen vor allem auch „das Doppelverdienerunwesen", das vielen Angestellten das Brot wegnehme und das energisch bekämpft werden müsse. Nationalrat Schmid-Ruedin, der Zentralsekretär des schweiz. kaufmännischen Vereins, hat deshalb in der letzten Nationalratssession ein Postulat eingereicht, aus dem — neben andern Punkten — uns namentlich die folgenden interessieren: „Der Bundesrat wird eingeladen, zu prüfen, und der Bundesversammlung darüber Bericht zu erstatten, in welcher Weise die Bestimmungen über das Dienstverhältnis der Beamten, Angestellten und Arbeiter in der Bundesverwaltung, sowie in den Regiebetrieben und Anstalten des Bundes abgeändert oder ergänzt werden sollen, um zu bewirken:

1. daß Ehegatten nicht gleichzeitig im öffentlich-rechtlichen Dienstverhältnis besoldet werden;
2. daß Pensionierte, die mindestens 60 Prozent ihres maximalen Dienstalterseinkommens als Rente beziehen, oder mit ihrer Rente und dem Einkommen ihres Ehegatten über 100 Prozent ihres maximalen Dienstalterseinkommens erreichen, keinen Nebenverdienst obliegen dürfen."

Wie man nun vermimmt, sollen gegenwärtig bei den Bundesbahnen Erhebungen über die Dienstverhältnisse des Personals gemacht werden, wenigstens seien in der Bundesbahnwerkstatt in Zürich in den letzten Tagen den Arbeitern und Angestellten verschiedene Fragen zur Beantwortung vorgelegt worden, darunter auch eine solche über die Art der Beschäftigung der Frau und allfälligen Nebenverdienstes derselben. An diese Tatsache knüpft eine Zeitung die Bemerkung: „Dieses Vorgehen findet hoffentlich recht bald Nachahmung in allen öffentlichen Betrieben und Verwaltungen."

Ja, es soll sie nur finden! Denn dann wird man endlich anhand genauer Feststellungen erfahren, daß der „Doppelverdienst" der Frau in der allergrößten Mehrzahl der Fälle einer dringenden Notwendigkeit im Interesse der Familie entspringt, daß er in den bestergestellten Schichten überhaupt längst nicht den Umfang hat, den man ihm immer wieder andichtet, und daß seine Unterbindung nur sehr unwesentlich zu einer Entlastung des Arbeitsmarktes beitragen würde. Bern hat ja bereits solche Erhebungen gemacht, und was ist dabei herausgekommen? Daß es im Dienste der Gemeinde Bern ganze 25 Doppelverdienerinnen gibt. Stadtpräsident Lindt selbst mußte die Frage aufwerfen, ob es wirklich gerechtfertigt wäre, wegen dieser 25 eine Aenderung der Gemeindeordnung vorzunehmen.

Wir möchten den schweiz. kaufmännischen Verein an die Resolution erinnern, die seine zürcherische Sektion diesen Winter nach einem Referat von Arnold Schimpf, dem Präsidenten und Leiter der Stellenvermittlung des kaufmännischen Vereins in Basel, gefaßt hat: „Die in der Verfassung niedergelegte Freiheit des Handels und des Gewerbes und die Rechtsgleichheit dürfen nicht durch Verbot der Frauenarbeit beschränkt werden. Dieser Weg der Bekämpfung der Arbeitslosigkeit wird abgelehnt, weil er ungerecht und rückschrittlich ist und weil er praktisch das gewünschte Ziel doch nicht erreicht. Die verhältnismäßig geringe Zahl ungerechtfertigter Doppelverdiener lohnt es nicht, daß sich der Kaufmännische Verein Zürich speziell mit der Bekämpfung befaßt, weil eine fühlbare Entlastung des Arbeitsmarktes dadurch kaum erzielt, dagegen dem Denunziantentum Tür und Tor geöffnet würde."

Ist der schweiz. kaufmännische Verein engherziger als seine Sektionen in Zürich und Basel?

Kinderschicksale im heutigen Deutschland.

Mit leidenschaftlichem Interesse verfolgt man heute die Vorgänge im Nachbarstaate. Die einen freuen sich, andere sind von großer Sorge erfüllt und fragen sich, bis zu welchem Punkte das politische, wirtschaftliche und soziale Leben eines Staates vollständig umgestürzt und verwandelt werden kann, ohne daß ein großer Teil des Volkes darunter schwer zu leiden kommt.

Man weiß, daß heute in Deutschland viele Unschuldige zu leiden haben, hier soll nur ein Wort vom Leid der Kinder gesagt sein, wie es sichere Informationen belegen.

Vor allem sei erinnert an das große Elend, das schon vor dem Umsturz infolge der Arbeitslosigkeit eine Menge von Kindern betraf, gleichviel welcher Rasse oder politischen Partei ihre Eltern angehörten. Enqueten zeigten, daß die Gesundheit der Kinder ernstlich gefährdet, daß ihre Entwicklung gehemmt ist durch die Verhärtung und Verbitterung, die im häuslichen Milieu infolge der wirtschaftlichen Schwierigkeiten herrscht. Die Hoffnung auf Besserung, von der neuen Regierung genährt, hat viele der nationalsozialistischen Bewegung zugetrieben. Junge Arbeitslose, z. Beispiel, deren Tageslauf in Apathie verlief, haben jetzt ein Ziel, Ideale, die man kritisieren kann, die ihnen aber jedenfalls den Halt geben, am Aufbau ihres Landes beteiligt zu sein.

Aber das Land weiß mit denen nichts zu beginnen, die schwächlich sind, die nie Deutsche im Besitz voller geistiger und körperlicher Kräfte sein werden. Die öffentlichen Mittel, die Gunst der öffentlichen Meinung wenden sich den Jugendorganisationen zu, die dem Staate eine kraftvolle junge Generation heranbilden sollen. Es ist schon sehr schwierig für eine Fürsorgerin geworden, zu erreichen, daß ein verwahrlostes Kind aus seiner Familie entfernt werde, daß für Kosten einer Behandlung aufgekommen wird, wenn diese nicht die Heilung zum 100 Prozent-Normalen versprechen kann.

Besonders hart betroffen werden von solcher Anschauung die Kinder, deren Eltern zur politischen Opposition gehören oder israelitischer Abstammung sind. Diese beiden Kategorien verdienen heute das besondere Mitgefühl all derer, die dem Kinde, woher es komme, sein Recht zuerkennen auf die Möglichkeit zu normaler Entwicklung des Körpers und der Seele.

Es gibt heute in Deutschland Eltern, die es nicht wagen, für ihre Kinder die ihnen gesetzlich zustehende Hilfe zu erbitten. Und viele Eltern haben keinerlei Hilfe zu erwarten. Was wird aus ihnen, wenn private Hilfe nicht eingreift?

Die jüdischen Kinder besuchen weiterhin obligatorischerweise die Volksschulen, sind aber dort oft allen möglichen Demütigungen durch ihre Lehrer und Mitschüler ausgesetzt. Glücklicherweise weiß man von zahlreichen Lehrern, die humaner mit diesen Kindern sind und so auch tonangebend auf die Mitschüler wirken. Aber als neues obligatorisches Fach ist „Rassenkunde" eingeführt, welche die Ueberlegenheit der nordischen und die Minderwertigkeit der jüdischen Rasse beweisen will. Es handelt sich um Rasse und nicht um Konfession. Zahlreiche Kinder, getauft und auferzogen als Christen, kaum wissend, daß die Mutter oder der Großvater jüdischer Abstammung waren, sind brutal in ihrer Schulklasse zu Verbrechern gestempelt worden. Man bedenke, welche Bitterkeit sich in den Herzen dieser Kinder ansammeln muß.

Die israelitischen Wohlfahrtsinstitutionen tun ihre nun um vielfaches nötiger gewordene Arbeit nach Kräften, aber sie sind ausgeschaltet von den Möglichkeiten behördlicher Hilfe, die früher bis zu 80 Prozent des Budgets betrug. Zudem haben die wohlhabenden Mitglieder ihre Beiträge vielfach reduziert, zum Teil haben sie ihre Einkünfte eingebüßt, zum Teil befürchten sie dies in nächster Zukunft.

Asyle und Waisenhäuser sind angefüllt mit Kindern, deren Unterhalt bis anhin aus öffentlichen Mitteln bestritten ward. Soll man diese Kinder auf die Straße setzen oder sie in schädigendes Milieu zurückgeben, da sie durch die begonnene Erziehung auf bestem Wege zu guter Entwicklung waren?

Wenn auch die jüdischen Kinder noch zur Schule gehen, wenn auch ihre Eltern, wenn bezugsberechtigt noch Arbeitslosenunterstützung beziehen, sie sind ausgeschlossen von allen sonstwie bestehenden Hilfsorganisationen wie Schülerbeisung, Kleidergabe, Sanatoriumskosten, Kosten für orthopädische Hilfsmittel, für Versorgung etc.

Frauen wir noch bei, daß die hilfsbedürftigen Kinder überhaupt zu leiden haben unter der Tatsache, daß eine Menge sozialer Institutionen ihre Arbeit einschränken oder ganz aufgeben, da ihre Mittel erschöpft, ihre Zukunft zu ungewiß ist.

Es soll sich demnächst ein Komitee bilden, das einige Linderung bringen möchte. Hoffentlich finden sich recht viele, die ihr Mitleid und ihre Sympathie durch praktische Hilfe bezeugen können.

X...

---

das Ende Erlösung. Aber wo war Mathildes Befreiung? Der Tag mußte sie bringen. Was konnte er bringen? Jammer sank über sie. Der letzte Morgentraum aber schwemmte jede Erwartung weg. Mathilde wußte plötzlich, daß Reinhold die Sterbende nicht mehr mit einem Händedruck erfreut hatte. Da wollte sie Reinhold in ihrer großen Scham zum Geständnis zwingen. Sie verbiß alle harten und tröstlichen Worte, was am schwersten peinigte, und sandte Reinhold den Zeitungsausschnitt.

Auf Reinholds Zeichentisch stand eine Flasche mit Säure, die er zum Aetzen brauchte, ein Totenkopf warnte vor Gift. Daneben fand Reinhold den Briefumschlag mit Mathildes Handschrift. Er suchte umsonst nach einem Wort von ihr. Den Zeitungsausschnitt drehte er um und um. Es trieb ihn aus dem Hause fort in Irma Blanks Gasse. Die Leute wendeten nicht einmal den Kopf nach ihm, ungehindert erstieg er die Treppe und suchte unter den Räumen des Riesenhauses Irma Blanks Zimmer auf. Er erkannte die einstige holde Mädchenkammer kaum mehr. Sie umstarrte ihn als kaltes Wändeviereck. Auch Rechte sogleich die Vereinterin den Kopf herein und zerrte die versteckten Blätter hervor, auf denen Irma Blank im Fieber herumgekritzelt hatte. Sie gab sie Reinhold, als wäre er der Erbe. Er nahm sie mit selbstverständlicher Gebärde, setzte sich und las:

„... Ich bin allein. Auf der Straße liegt meine Liebe. Ich selbst trete darauf. Hundert gemeine Füße stoßen die gefallenen Sterne fort. Ihre silberne Reinheit wird vom kotigen Schnee geschwärzt. — Nimm den Spiegel Deines gebrochenen Wortes! Sieh die Lüge des Mannes darin! Ich bin allein. Ich suche umsonst einen treuen Mund — Laß mich allein! Ich hasse Dich, Mann —"

Auf einem andern Papier: „Die Augenlieder geben mir zu — Schwermut —"

Und dann mit brechender Schrift: „Ich ging über eine Brücke. Die Laternen brannten. Ich möchte das einsame Licht sein nachts, eingeschlossen im Glasgehäuse. Niemand könnte mich berühren. Gebenjungen freilich wollten vielleicht mit Steinen nach dem Glase werfen — Meine Flamme würde leuchten, allein und doch groß genug, allen zu nützen. Am Morgen würde ich sterben ..."

Reinhold schrieb auf Irma Blanks kleinem Tisch an Mathilde, so, wie es in ihm aufloderte. Die Handschrift war wen ein übereiltes Davonrennen. Er schrieb: „Du hast mir Irma Blanks Todesanzeige ohne eine Silbe, Trost oder Fluch zugesandt. Ich schmeckte den schmerzlichen Vorwurf. Ich weiß, es heißt, daß ich jetzt von Dir weg muß. Ich habe seit dem ersten Augenblick, da ich Dich sah, den Drang gehabt, Dir alles von mir zu erzählen, nur das Erlebnis Irma Blank vertuschte ich. Ja, es ist wahr, über Irma Blanks blonde Haare habe ich hingestrichen, wenn sie auf dem Bettrande saß. Ich konnte sie dann zweimal betrachten, auch noch im Spiegel. Sie nannte es Glück, wenn ich nur nach ihrer Stirne griff, um die Haare wegzuwischen — Ich habe das Feuer ihrer Liebe und ihres Leibes aufgenommen. Ich, der ich immer auf der Straße herumgehe, habe vergessen, daß ein Straßengeschwätz ihr etwas hinterbringen würde. Sie muß uns zusammen gesehen haben. Ist das Mädchen meinetwegen in den Tod geflohen, so müßte ich mich verbergen. Aber sie starb an ihrem Lungenleiden. Zu früh! Und ich habe auch eine Schramme im Herzen und bin der Bedauernswerteste von uns dreien. Was habe ich für später, wenn ich jetzt gehe? Aber das sage ich: Mathilde! für mich ist unsere Begegnung und Liebe doch schön gewesen ..."

Nachher, als der Brief weg war, beugte sich Reinhold auf den Tisch. Er gab keinen Bescheid mehr. Die Mietfrau ließ ihn allein. Unbehagen peinigte ihn. Das Zimmer war mit Blumenskizzen behängt. Er kannte diese Wände nicht. Einige Dinge aus Irma Blanks früherer Zeit standen noch da, die Fruchtschale, die Bücher, die kleine grüne Modellpuppe.

Er wartete. Die Zeit rann laut dahin.

Vor der Türe lärmten Scharren und Gehen, Kinderlaute und Haushaltgeschrei. Reinhold hörte es und wartete.

„Warum wollte Mathilde, daß wir uns nur auf der Straße sehen!" maulte er für sich. „Sie wollte nicht. Ich bettle nicht."

Er war entschlossen zur Reise nach Paris.

Als aber plötzlich der zierliche Schatten von Mathildes Blumenhut über die Tischplatte fiel, erhob sich Reinhold in blasser Erregung. Mathilde setzte sich auf den Sessel, damit er seinen Kopf auf ihre Knie legen konnte. Sie drückte die eigenen Hände hart und schmerzend in den Gelenken. Sie war über Reinholds Brief aufgezuckt und hatte nach eiligem Wünschen und Widerstreben sich zum letzten heimlichen Schritt aufgemacht. Sie stieß einen leisen Schrei aus, als sie jetzt in Irma Blanks Fieberpapieren las. Ihre Augen schluchzten. Sie bekannte: „Ich mußte seit vorgestern durchmachen, was dieses Mädchen, wäre es am Leben geblieben, erlitten hätte. Es ist dem Leid entflohen durch den Tod. Jemand mußte den Schmerz auf sich nehmen, der Tod hat es getan. Jetzt muß ich Dich der Toten überlassen."

Reinhold verstand nichts aus ihren Worten; sein heftiges Selbstgefühl allein empörte sich, wollte nicht hergeisen und mußte nachgeben. Sein zerfasertes Aussehen heischte von Mathilde, daß sie Lippen und Arme ausstreckte, damit er ihren glühenden Kopf mit beiden Händen halten konnte. Reinhold spürte den Hauch ihrer Wangen, das Blut ihres Mundes in außerordentlichen Wundern. Dann sank er zurück, schroff und hart; die Augen wurden wieder kühl. Er sagte: „Ich reise weg." Es schnitt ein Beil in Mathildes Brust, mahnte messerscharf: jetzt ist die Trennung da. Sie zögerte nicht, drehte sich schnell nach der Türe und schritt hinaus.

Auf der Treppe umflisterte sie das Geschwätz der Frauen, die Kinder glitten nahe heran und starrten sie an. Sie grüßte mehrmals nach links und rechts.

Der Heimweg durch die schillernden Straßen war lichtlos. Mathilde hatte ihre erste Liebe in den Sarg gelegt. Aber der Schrein war noch offen. Noch sah sie jeden Zug, jede Faser, jede Gebärde der Liebe. Die Strafe kümmerte sich nicht darum, und umlachte Mathilde. Aber Mathilde fror beim Eintritt in ihr Vaterhaus und die Befreiung drückte weh eine Kette langer Tage. Von Reinhold war nie mehr die Rede in der Villa Quelle.

Otto Heuschele.*

Otto Heuschele ist einer von den jungen Dichtern, die bis ins innerste Sein durchdrungen sind vom Gefühl der Verantwortung, die verpflichtend neben dem Geschenk schöpferischer Begabung steht. Als solcher erlebt er unsere aufgewühlte Zeit: als solcher will er die unvergänglichen Güter mehren helfen, die ihr vom Geistigen und Seelischen her Gesundung, Vertiefung, Verwurzelung im Ewigen zu bringen vermögen.

Aus seinen Schaffen möchte ich hier nur einige Schriften herausgreifen, die mir besonders charakteristisch scheinen. Wenn ich dabei sein Buch „Im Wandel der Landschaft" (Verlag Alexander Fischer, Tübingen) an die Spitze stelle, so will

* Da Otto Heuschele unsern Leserinnen durch seine gelegentliche Mitarbeit am Blatt bekannt ist, wird diese Würdigung seines dichterischen Werkes ihr Interesse finden.

Vom Wirken unserer Vereine.

Aus unsern Frauenzentralen.

Winterthur.

Auch der Frauenzentrale Winterthur ist durch die Krise wie allerorten vermehrte Arbeit und Sorge erwachsen, Arbeitsbeschaffung und Arbeitsvermittlung, mit denen sich das Sekretariat, die Kommission für vermindert Arbeitsfähige und die Arbeitsvermittlung für Frauen befaßte, nahmen einen guten Teil der Jahresarbeit in Anspruch. Daneben organisierte die Frauenzentrale Kurse für Arbeitslose im Nähen, Zuschneiden und Musterzeichnen, im Nähen von Herrenhemden, und im Kochen. Aus einem geplanten Spielwarenkurs für arbeitslose Männer entstand eine dauernde Werkstätte.

Neben diesen außergewöhnlichen Arbeiten ging die Weiterführung der gewohnten Werke einher: In der Ferienhilfe, die 76 Frauen und 35 Mädchen unentgeltlich versorgen konnte, in der Nähstube, die von 1597 Frauen besucht wurde, in der Hausdienstkommission, der Kommission für vermindert Arbeitsfähige, in der Kommission für die beiden Heime Sunnebalde und Röseligarte usw.

Beide Basel.

Ueber die Jahresarbeit der Frauenzentrale beider Basel können wir uns kurz fassen, da wir bereits verschiedene Male Gelegenheit hatten, über einzelne Arbeiten derselben zu berichten. Verschiedene Eingaben an Behörden und sonstige Institutionen, das soziale Lehrjahr, das Haus für Alleinstehende zum neuen Singer, die Mitwirkung bei der Errichtung einer Eheberatungsstelle, die Vermittlung von Ferienwohnungen, die Herausgabe von Merkblättern zum Hausbetel und für Hausangestellte und deren Arbeitgeber, Vortragszyklen, die Schaffung einer hauswirtschaftlichen Beratungsstelle, die Bestrebungen für das Obligatorium der Mädchenfortbildungsschule, Einführung neuer Heimarbeit, Veranstaltung von Frauentagen, Mithilfe bei der Schaffung einer Beratungsstelle für Alkoholgefährdete, Förderung des Haushaltlehrjahres und Durchführung von hauswirtschaftlichen Prüfungen, das alles beweist, welche Fülle von sozialer und kultureller Arbeit die beiden Frauenzentralen bewältigen und welch ein wichtiges Glied im öffentlichen Leben Basels sie darstellen.

„The Colony."

Wir biegen von der Landstraße, aber in Amerika heißt man das wohl besser Staatsstraße, ab. Der krumme, wild-schöne Weg ist wohltuend und er läßt uns ahnen, daß er uns in eine einsame, gute Gegend führen wird. Und sein Braun fließt gleichmäßig zwischen den Rädern unseres Autos dahin. Wir sehen einsame Häuser, weite Ebenen und dann fängt der Wald an. Zuerst sind es kleine, krumme Sträucher und verkrüppelte Bäume dazwischen, aber nachher gewinnt das Ganze gleichsam Harmonie — dann stehen Tannen groß und ruhig da. Und in diesem herrlichen Schweigen tauchen die Mauern auf vor uns: wir halten vor dem State Prison Norfolk des Staates Massachusetts. Alles ist so still und irgendwie feierlich, selbst das beklemmende Gefühl, die unbewußte Schwermut, die von den hohen Mauern und den darüber gespannten Drähten, die elektrisch geladen sind und dazu da, jedem den Tod zu geben, der vom Wahnsinn gepackt wäre, daß er sich — er ganz allein — gegen Gesetz und Urteil wehren könnte, indem er über diese Mauern fliehen wollte — selbst das Grauen, das ja von all diesem ausgehen muß, kann diese eigenartige Feierlichkeit nicht zerstören. Ich weiß nicht, ob sie von den unberührten Feldern und dem dunklen Wald kommt, die diese Mauern gütig umgeben und eins sind mit ihnen, in lautlosem Verstehen von Schicksal und Urgewalten.

Wir treffen unsern Freund da, unsere Namen werden eingetragen und dann schließt sich eine schwere Tür hinter uns. Da ist ein Gang; vorne eine dicke, eiserne Türe, deren Schließen und Oeffnen aus der Höhe besorgt wird, d. h. der Türwärter ist etwa sieben Meter über uns, nur durch eine kleine Luke sichtbar. Ausbrüche sollen meistens nur dadurch gelingen, daß der Türwärter übermannt wird, in diesem Falle hier ist es unmöglich.

Es ist Mittagszeit und wir gehen zum Essen, über den großen, weiten Hof, wir begegnen vielen Menschen, es sind fast ausschließlich Gefangene, aber jeder davon darf seine eigenen Kleider tragen — auch äußerlich sich selbst bleiben. Auch ein Gefangener ist es, der uns das Essen bringt, uns kunstgerecht bedient — wenn dies Wort angebracht wäre, denn er ist so fröhlich und tut alles mit rührender Liebe — man muß mit ihm lächeln und es ist mir, als wollte er sagen, die Menschen und das Leben wären gut. In früherer Zeit machte er oft Schwierigkeiten, da entdeckte man seinen Wunsch, ins „Restaurant zu kommen". Man versprach ihm, ihn dort zu beschäftigen, falls er sich bessern sollte. Er ist nun seit mehr als einem Jahr dort tätig, zur vollen Zufriedenheit aller. Ich muß immer wieder seine glücklichen Augen ansehen — sein Beruf hat ihm wohl vieles wiedergegeben von dem, was ihm das Leben genommen hat. Unser Lunch ist derselbe, wie der der Gefangenen: einfach, gut und reichlich. Die Schulzimmer sind erst provisorisch eingerichtet, dieser Flügel ist noch nicht ganz ausgebaut, aber Geographiekarten und alle die Sachen, die einem Schulraum jenes ernste, respektvolle Aussehen geben, sind vorhanden und die Abendstunden können trotzdem abgehalten werden. Weiter vorne ist ein Geiße und Gebraus von Tönen; hinter jeder Wand übt irgendeiner mit besonderer Leidenschaft und Ausdauer sein Instrument: Blasinstrumente, Violine usw. — es scheint ein ganzes Orchester zu sein. In der Bibliothek werden wir dem Bibliothekar und seinem Gehilfen vorgestellt. Auch er spricht mit viel Freude und Interesse von seiner Arbeit, er zeigt uns Statistiken über die meist gelesenen Bücher, zur Hauptsache sind es technische Sachen, dann eine Anzahl religiöser Bücher und Detektivromane. Ich würde mich gerne weiter in die lange Reihe interessanter und verschiedenartiger Bücher und Zeitschriften vertiefen. Der große, hagere Mann mit seinem schönen und intelligenten Kopf ist zu vierzig Jahren verurteilt — es wird mir schwer, daran zu glauben und sein schmerzliches Gesicht anzusehen. Und die Frage wird groß und brennend — was Unrecht und Sünde sei. Sein Gehilfe ist klein und schmächtig. Er hat heute erfahren, daß das Begnadigungsgesuch, das für ihn eingereicht worden war, von der staatlichen Jury zurückgewiesen worden ist. Er trägt sein Los, man kann es sehen, aber es ist, als ob irgend etwas in ihm

---

ich damit nicht sagen, daß ich es für sein bedeutendstes halte, aber es quillt aus ihm so echt und schön, was uns einen Dichter besonders liebenswert macht: seine innige Naturverbundenheit. Heuschele öffnet hier dem, der ihm in die Wunder der Landschaft folgen will, die Augen zu tieferem Schauen und Erkennen. Die Seele des Menschen und die Seele, die in einer Landschaft waltet, bringt er in feinste Wechselbeziehung. Wir denken — von ihm angeregt — an Stunden und Tage, da eine bestimmte Gegend uns zu eigen geworden ist, weil sie uns durch alle Stufen der Empfindung hindurchgeführt hat vom innersten Erschüttertsein bis zum Gefühl gänzlichen Aufgehens in ihrer Vielfalt und Schönheit. Nahes und Fernes, Heimaterde und Lockung der Fremde bekommen ein neues Antlitz, wenn wir uns für ein paar Stunden aus dem Alltagsgetriebe herausnehmen lassen, um an Hand dieses Buches still und gesammelt den Stimmen der Landschaft im Wechsel der Jahreszeiten zu lauschen.

Eine unnennbare Sehnsucht überkommt den Großstadtleser. Schon nach der ersten Seite ist seine Seele bereit und aufgeschlossen für die Offenbarungen, die Dichternund ihr künden will. Es ist das Land Schillers und Hölderlins, das wir durchwandern. Seinen geheimsten Sinn, seinen vorwiegend idyllischen Charakter deutet uns Heuschele in dem feinsinnigen Stimmungsbild „Schwäbische Landschaft". Und dann erstehen, wie von der Hand eines rechten Malerpoeten hingezaubert, all die trauten Wahrzeichen vor uns: die schickfalumwobenen, alten kleinen Städte, die weltfernen Dörfer mit ihrem Eigenleben, der Berg mit dem rötlich strahlenden Gipfel, den Schiller gegrüßt, die bunten duftenden Gärten, die stillen Wälder, die Hügel und Täler, die aus ihrer friedlichen Geborgenheit manch leuchtenden Namen der Wissenschaft und der Dichtkunst in die Welt hinausgesandt haben. Wir sind wie eingelponnen in den milden Zauber dieser Landschaft, die Heuschele mit dem Tiefblick der Heimatliebe erfaßt. Eine wohltuende Innigkeit geht von dem Buche aus. Es schenkt dem Leser ein neues, vertieftes Sichhingeben an die Natur.

Dem idyllischen Charakter dieser Aufzeichnungen tritt in der Erzählung „Das Opfer" (Tukan-Verlag, München) ein heroisches Motiv zur Seite. Der Tod eines blutjungen Fronikämpfers im Frühling 1918 bildet den Mittelpunkt der kleinen Dichtung, die ich eine Hölderlin-Dichtung nennen möchte; denn Hölderlins Name ist die bebende Saite, die hier alles zum Klingen bringt. Ein ergreifend Adeliges liegt geheimnisvoll bezaubernd über der ganzen Erzählung. Nicht aufregend dramatisch bewegt, sondern in wundersamer Ruhe und Gelassenheit stehen die einzelnen Bilder vor uns: zwei junge Menschen, die in einsamer Nacht im Schützengraben unterm Sternenhimmel die Hände ineinanderlegen zu kurzem Freundesbündnis; der Heldentod des einen von ihnen am frühen Lenzesmorgen, da zartes Rot den Himmel säumte; der Gang des Ueberlebenden zu den Eltern des Toten.

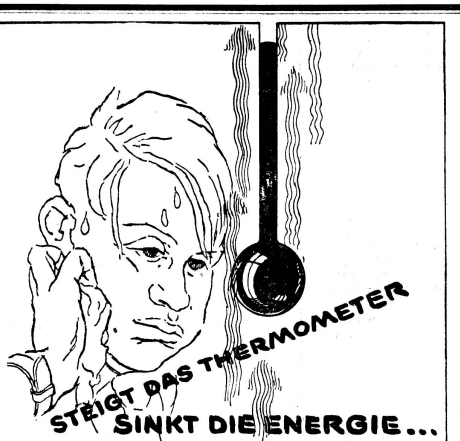
Um diese drei Bilder ranken sich zum Gespräche, die zum Feinsten und Schönsten gehören, was Heuschele geschaffen hat. Ohne Pathos, aber in tiefem Ernst, gleichsam aus untrüglicher Seelenschau heraus, wird hier dem innersten Sinn von Leben und Tod, von Schicksalsverbundenheit und Opferbereitschaft nachgeforscht, nicht in quälerischem Ringen, sondern mit wunderbarer Selbstverständlichkeit, als ob ein geheimnisvoller starker Genius die Gedanken und Worte lenke. Das große Hölderlin-Erlebnis steht hinter allem, was der Todgeweihte der beiden Jünglinge sagt. Hölderlin war ihm zum Freund und Führer geworden, er hatte ihn sich ganz zu eigen gemacht, er lebte in ihm und empfing seines eigenen Weges Deutung von ihm. Unsichtbar und ungenannt taucht für den Leser eine Gestalt empor, die wohl auch Heuschele vorgeschwebt haben mag, als er diese Blätter niederschrieb — die Gestalt des jungen Norbert von Hellingrath, der wie kein anderer berufen war zu priesterlichem Hüteramt am Hölderlinschen Geisteserbe und den das Schicksal abberief, als er gerade angefangen hatte, uns das Werk Hölderlins, sein Weltbild und seine Sprache zu erschließen. Aber wir würden Heuschele unrecht tun, wollten wir diese Erzählung allzu stark an eine gestimmte Anregung binden. Wir müssen den Rahmen weiter spannen und dürfen in dem Helden nach Heuscheles eigenen Worten einen jener Traumdeutschen sehen, einen „Bruder Parzifals und Siegfrieds, Fausts und Hyperions, die doch alle aus einer Familie sind." Einen von den vielen, die „edel und rein, fromm und gläubig, wissend und ahnend, demütig und stolz vor dem Schicksal stunden."

Ihre höchste Verklärung empfängt Heuscheles Erzählung aus dem Bild der Mutter. Wie sie mit dem Kameraden des toten Sohnes durch den winterlichen Garten schreitet und dem jungen Freund aus ihrem schrankenlosen seelischen Verbundensein mit dem Sohne das letzte und tiefste Verständnis für Weisen und Schicksal dieses Auserlesenen vermittelt — das ist erschütternd groß gefühlt und gestaltet.

Ins Reich des geheimnisvoll Märchenhaften führt uns Heuschele mit seiner „Legende von der ewigen Kerze." Der Kulturpolitische Verlag in Leipzig eröffnet damit seine Sammlung zeitgenössischen Schrifttums. Es ist ein schmales Heftchen von nur wenigen Seiten. Kaum fünf Gestalten, die uns entgegentreten. Ein restlos glückliches Elternpaar, dem alles zum Segen gereicht; ein liebliches Töchterlein, das still wie eine Pflanze dem Licht und Leben entgegenreift; eine seltsame Frau und Mutter, die von brennender Sehnsucht nach einem wunderschönen Mädchen erfüllt ist und doch nur einen einzigen, kindisch gebliebenen Sohn hat, dessen Sinne sich in völliger Dumpfheit verlieren. In die Harmonie beglückten Familienlebens bricht unfaßbares Geschehen ein: das schöne, siebenjährige Mägdelein verschwindet auf unerklärliche Weise. Alles Suchen ist vergeblich. Da macht sich, von rätselhaften inneren Gewalten getrieben, der blödsinnige junge Mensch auf den Weg, mit seiner brennenden Kerze, die ihn nie verläßt, denn eine einzige Begierde ist seinem stumpfen Dahindämmern geblieben — die Begierde, in ein Licht, eine Flamme zu sehen. Und in nachtwandlerischer Sicherheit findet er — gerade er — das von Zigeunern geraubte Kind in einer Felshöhle im tiefen Wald. Die Kraft eines unbeirrbaren Wunderglaubens war wieder einmal nicht zuschanden geworden, denn die Eltern hatten nicht aufgehört, fest und unumstößlich an die Rettung ihres Kindes zu glauben — auch dann noch, als jede Möglichkeit erschöpft war.

Wunderlich — so meint man — müsse diese kleine Geschichte wirken. Otto Heuschele aber hat sie so schlicht, so selbstverständlich vor uns ausgebreitet, daß wir im Banne eines ganz naturhaften Geschehens stehen. Echte Dichterart hat hier mit einfachsten Mitteln einen aus unergründlichen Tiefen geholten Stoff gestaltet und geheimnisvolle Zusammenhänge angedeutet, deren sich das Geschick zuweilen bedient. Schön ist es, wie auch im Hintergrund dieser kurzen Erzählung ein großer Dichtername aufleuchtet: Annette von Droste-Hülshoff. Die Vorliebe der jungen Mutter für die westfälische Dichterin hat dem sonnigen Kinde den Namen Annette gegeben. Und in den Stunden ihrer tiefsten Not und Qual ist es die Kunst der Droste, die dem wunden Herzen Linderung bringt. An dieser Stelle der Erzählung grüßt der junge Dichter der Gegenwart über die Spanne der Jahrzehnte hinweg die Dichterin der roten Erde mit dem schönen Wort: „Erst in Notzeiten und Gefahrstunden bewährt reine Dichtung ihre unverwesliche Kraft und nur in solchen Stunden, da unser Mund verstummt, kann Dichters Wort sich bewähren, gleich wie sich Gold erst im Feuer bewährt."

Berta Schleicher.



Ein idealer Sommertrank ist Ovomaltine-kalt, herrlich von Geschmack, stärkend und doch durststillend!

Verlangen Sie von Dr. A. Wander A.-G. den neuen, praktischen Schüttelbecher gegen Nachnahme von Fr. 1.–.

Den füllt man zu ¾ mit kalter Milch und 1–2 Teelöffel Ovomaltine, setzt nach Belieben Zucker eventuell auch ein wenig gehacktes Eis zu, schliesst den Becher und schüttelt einige Augenblicke kräftig.

Selbst wer Ovomaltine gut kennt, ist über das herrliche Getränk erstaunt. Es schmeckt einfach ausgezeichnet. Darum an heissen Tagen

OVOMALTINE-KALT

Ovomaltine ist in Büchsen zu Fr. 2.— und Fr. 3.60 überall erhältlich.

Nur Ovomaltine schafft Ovomaltine-Erfolge

A 282

Dr. A. WANDER A.-G., BERN

P10Y

HENKEL & Cie. A. G., BASEL DK472b

Frau Schmidt, Sek'lehrerin, Nel Prato allegro, Orselina s/ **LAGO MAGGIORE**, ca. 500 m ü.M., nimmt **Ferienkinder und Jugendliche** auf von Fr. 4.— an.
Treffpunkt: Basel-Luzern 10. Juli Zürich-Luzern Mitte Juli. Refer.: Riehen Telef. 25.715.

Seifenfabrik JAK. KOLB Zürich

P 153 Z

Flechten
jeder Art, auch Bartflechten, Haut ausschläge, frisch und veraltet, beseitigt die vielbewährte **Flechtensalbe „Myra"**. Preis kleiner Topf Fr. 3.—, gr. Topf 5.—. Zu beziehen durch die **Apotheke Flora, Glarus.** P 61-11 G.

Die Publicitas besorgt Inserate in alle Zeitungen und Zeitschriften der Welt.

Der Schweizerische Wochen- und Säuglingspflegerinnen-Bund
empfiehlt allen Müttern und solchen, die es werden, seine gut ausgebildeten Pflegerinnen. Folgende Stellenvermittlungen erteilen gerne Auskunft:
Stellenvermittlung des Verbandes Aarau: Rohrerstrasse 24, Tel. 881
Stellenvermittlung des Verbandes Basel: Weiherweg 54, Tel. 23.017
Stellenvermittlung des Verbandes Bern: Bürkiweg 6, Tel. Christof 31.36
Stellenvermittlung des Verbandes St. Gallen: Innerer Sonnenweg 1 a, Tel. 766
Stellenvermittlung des Verbandes Zürich: Asylstrasse 90, Tel. 24.080
P 13287 G

Bündner Oberland **Schlössli Sagens**
Ferien in schöner Gegend, ruhigem Hause bei neuzeitlicher Ernährung nach Dr. Bircher. Nach Zimmerwahl Fr. 6.50 bis 7.50. P 7391 Ch

STETS FRISCHE SPEISEN UND GETRÄNKE AUS IHREM KÜHLSCHRANK
FRIGOMATIC
AUTOFRIGOR A.G.
ZÜRICH TEL. 58'660
HARDTURMSTRASSE 20
P 214 Z

Phosfarine Pestalozzi
stärkt Knochen und Muskeln für im Wachstum befindliche Kinder. Das Nahrungsmittel **PESTALOZZI** in Schwarz-Tee genommen, wirkt appetitanregend. 500 g-Büchsen Fr. 2.25 in Apotheken, Drogerien, Delikat., Konsum. 4 Cts. die Tasse. P 5-7 L
Das Pestalozzi feiert sein 25. Jubiläum.

Bei Adreß-Änderungen
soll selbstverständlich auch die alte Adresse angegeben werden. Nur dann kann für eine prompte Spedition garantiert werden.
Die Expedition.

erloschen sei. Vielleicht hat er Tage und Nächte davon geträumt, wieder frei zu sein und bei seiner Familie zu leben — nun müssen seine Kräfte hinreichen, eine neue Last auf Jahre zu ertragen.

Wir gehen weiter, diese Menschen hinter uns lassend und immer wieder neuen begegnend, verbunden mit ihnen durch unser gemeinsames Menschsein u. getrennt durch unsere Freiheit. Ob nicht manch einem dieses Gefangensein in so „menschlicher" Form zu gut gefalle, so daß er mit Absicht sich dieses Leben wieder verschaffe? soll eine häufige Frage Außenstehender sein. Aber unser Freund lehrt uns, daß Freiheit ein ebenso großes Lebensbedürfnis sei, wie z. B. Essen und Trinken.

Da ist die Schreiner- und Schnitzwerkstätte und wieder zeigt uns ein Mann die ganze Anlage, mit Liebe bei jedem Stück verweilend, über seine Entstehung spricht er, ich möchte sagen, wie ein Vater von seinem Kind — nur dann jeweilen sehe ich manchmal einen warmen Glanz in seinen wachen, rechnenden Augen, aber meistens wird er von einem sonderbaren Lächeln bald wieder hinweggewischt — er zieht einen Mundwinkel hinunter und preßt die Lippen zusammen. Er ist Künstler, in seinem Erzählen und in seinem Zeichnen. Ich höre nachher, daß er schwierig zu behandeln sei. — Nebenan sind Zeichenpulte mit allem nötigen Material: da ist für jedermann Gelegenheit, sich in der Freizeit auch in diesem Berufe auszubilden.

In der Druckerei arbeiten sie eifrig an ihrer eigenen Zeitung „The Colony", sie verdienen sich damit einiges Geld, und sie wollen sich damit modernere und bessere Maschinen anschaffen. In jeder Werkstätte muß ich immer wieder das lebendige, warme Interesse bewundern, das jeder für seine Arbeit hat und mit welch kindlicher Freude er davon spricht. Die Arbeitsmöglichkeiten werden noch vergrößert durch den Bau von Fabriken, welche nun in Entstehung begriffen sind. (Schluß folgt.)

Kleine Rundschau.

Eine Resolution der sozialdemokratischen Frauen.

Auf ihrer kürzlich in Biel stattgehabten Konferenz haben die sozialdemokratischen Frauen als Ausdruck ihrer Tagung eine Resolution angenommen, aus der wir zur Orientierung unserer Leserinnen folgende Punkte wiedergeben: „Die organisierten Arbeiterfrauen halten ihre Forderung nach der vollständigen politischen Gleichberechtigung aufrecht, sie setzen den Kampf dafür fort und werden in allen weiteren Kämpfen der Arbeiterschaft auch ohne die politische Gleichberechtigung den regsten aktiven Anteil nehmen.

Vor allem wissen sie, daß mit allen Mitteln das Aufkommen des Faschismus verhindert werden muß, weil er jede Freiheit vernichtet und weil er vor allem auch jede Gleichberechtigung der Frau vernichtet, die er wieder zur Sklavin erniedrigen will. Die sozialistischen Frauen werden mithelfen, Aufklärung über das Wesen des Faschismus ins Volk hineinzutragen. Sie werden als Mütter ihren Söhnen den Kampf für die wirtschaftliche und soziale Demokratie zur Pflicht machen."

Politische Arbeit der Norwegerinnen.

Die Frauen haben hier sogenannte politische Frauenklubs gebildet. Der konservative hat seinen Hauptsitz in Oslo mit 33 Unterabteilungen ringsum im Lande, die zusammen einen Landesverein bilden. Jeder Klub arbeitet selbständig. Die Präsidentinnen sind Mitglieder des Hauptklubs und kommen ein Jahr vor der „Storthingswahl" zusammen, um ihre Anliegen zu besprechen, die Sachen werden dann mit Vortrag und Diskussion behandelt und vorbereitet und durch die Präsidentin des Hauptklubs, die selbstverständlich Mitglied der Wahl- und Programmkomitees ist, der Partei überreicht. — Der konservative Frauenklub Oslo und Umgebung, berichtete kürzlich die „Berna", zählt über 700 Mitglieder von allen Gesellschaftskreisen von 20 bis 91 Jahren. Die 91jährige hat bis und mit 90 Jahren im Turnverein für ältere Damen aktiv teilgenommen; kürzlich hat sie den Fuß verletzt und darf nicht mehr aktiv turnen, sie ist noch immer an den Sitzungen des Klubs anwesend. Die 90jährige ist Frau eines Gymnasialdirektors gewesen, selbst Sängerin, schon lange Witwe. Der Klub hat zweimal monatlich vom Oktober bis und mit Mai Sitzung. Mitgliederbeitrag Kr. 5.—. Aktuelle Vorträge mit Diskussion, Abendessen, Unterhaltung. Die Präsidentin, Frau Advokat Gulla Grundt, gibt zweimal monatlich einen Studienkursus für jüngere Frauen, 30 Schülerinnen; sie werden in drei Gruppen geteilt, jede Gruppe bekommt ein Thema zur Vorbereitung. Eine wird bezeichnet, den Vortrag zu halten, und diejenigen, die sich vorbereitet haben, führen die Diskussion. Der konservative Klub ist jetzt 22 Jahre alt, hat bis jetzt nur drei Storthingskandidaten gehabt, dagegen viele Frauen in der Stadtgemeinde und Bezirksamt. Dieser Klub arbeitet auch gemeinsam mit dem gemeinnützigen Frauenverein.

Die linksstehende und freisinnige Partei hat auch einen Frauenklub, welcher nur eine geringe Mitgliederzahl hat, zirka 50 mit 6 Unterabteilungen in anderen Städten.

Die sozialistische Partei ist wie verschwunden, dagegen arbeitet die kommunistische Partei sehr energisch und hat einen großen Teil der Jugend erobert, die Jugend, die jetzt arbeitslos ist und es schwer hat, vorwärts zu kommen. Die akademisch Gebildeten geben Freikurse und ziehen nicht nur die männliche Jugend, auch die jungen Mädchen in ihren Kreis hinein.

Die „Jugendhilfe", die von den Pfarrern gestiftet ist und der durch private Mittel geholfen wird, arbeitet mit Fortschritt. Auch der große Verein von Frauen „Das Wohl des Heims", im ganzen Lande verbreitet, führt unter der Jugend eine großartige Arbeit aus. B. T.

17 Bürgermeisterinnen auf einmal!

Spanien hat sich gewandelt, das kann man nicht anders sagen! Die Madrider Zeitschrift „La Cronica" meldet, daß der Zivilstatthalter der Provinz Saragossa auf einen Schlag 17 Bürgermeisterinnen an die Spitze von ebensoviel Dörfern seiner Provinz gestellt habe. Die Ernennung zur Bürgermeisterin ist zwar in Spanien nicht etwas ganz neues. Denn bereits hat unter dem neuen Regime in der gleichen Provinz Saragossa — in Villa de Gallur — eine Frau einen Stadtrat präsidiert, Maria Dominguez, deren bürgermeisterliche Wirksamkeit so gut war, — sie ist allerdings seither von ihrem Amte zurückgetreten — daß die Regierungsmänner von dem Wert weiblicher Verwaltungsarbeit überzeugt wurden. Und warum denn nicht? Haben doch die Frauen als Verwalterinnen auch großer Hauswesen längst ihre Begabung dazu erwiesen.

Von den 17 Bürgermeisterinnen, deren Dörfer zwischen 99 und 3000 Einwohner zählen, sind 16 Lehrerinnen und nur die 17. ist als höchste Steuerzahlerin gewählt worden. Die jüngste, erst 23jährig, hat die größte Gemeinde unter sich, die älteste, 62 Jahre, leitet ein Dorf von 950 Einwohnern.

Nach ihrer Ernennung berief sie der Zivilstatthalter nach Saragossa, um jede einzelne über ihre Amtspflichten zu unterrichten. Dann lud er sie zu einem gemeinsamen Essen ein. Nach dieser höflichen Amtseinsetzung reisten sie in ihre Dörfer zurück.

Mit welchen Plänen? „Um den Frieden zu erhalten" antworteten sie einem sie interviewenden Reporter. „Gerade durch unsere Stellung als öffentliche Beamte bieten wir Gewähr für Unparteilichkeit. So vermeidet man, daß wenn ein Mann als Gemeindevorstand zurücktritt, dann sein natürlicher Gegner, welcher Partei er auch angehöre, seine Stelle einnimmt. Politische Parteiungen dringen nämlich bis in unsere Dörfer hinein."

Alle fühlen sich voll Optimismus und Vertrauen. Als man sie so aus der Amtsstube des Zivilstatthalters herauskommen sah, hätte man glauben können, es wären Kandidatinnen, die sich einem Wettbewerb für eine Staatsstelle unterziehen wollten.

17 Bürgermeisterinnen auf einmal beieinander zu sehen das war allerdings kein alltäglicher Anblick.

Eine poetische Huldigung.

Die kürzlich in Paris verstorbene Dichterin Anna de Noailles hat dieser Tage noch eine rührende nachträgliche Huldigung erhalten. Ihre Mutter war eine Griechin. Deshalb beschloß der Bund hellenischer Frauenvereine, der großen französischen Dichterin „die den durch ihre Mutter bei der Geburt in ihre poetische Seele versenkten Strahl griechischen Lichtes unauslöschlich bewahrte", ein Gebinde von Lorbeerzweigen von Missus niederzulegen.

Eine Abgesandte des Bundes brachte die Lorbeerzweige, die mit Oliven zusammen von einem Bande in den griechischen Nationalfarben blau-weiß umschlungen waren, nach Paris, wo sie feierlich am Grabe niedergelegt wurden. Die französischen Frauen sandten den griechischen Schwestern einen warmen Dankesgruß für die zarte Kundgebung, welche die Freunde und Bewunderer der Dichterin mit Rührung erfüllte.

Für die Hausfrau.

Kontrolle der Tafelkirschen.

Es wird die kirschenkaufenden Hausfrauen interessieren, daß dies Jahr zum ersten Male eine Qualitätskontrolle der Tafelkirschen unter der Leitung des schweiz. Obstverbandes durchgeführt werden soll. Diese Kontrolle wird den einzelnen Kontrollkreisen des Schweiz. Obstverbandes unterstellt. Sie beginnt mit der Baumbehandlung, überträgt sich weiterhin auf die Ueberwachung der Pflück- und Lesearbeiten und richtet ihr Hauptaugenmerk auf die peinlich genaue Sönderung, Auslese, Sortierung und Verpackung, sowie auf die neuzeitliche Präsentation und Vermarktung. Sie erfolgt durch die Kontrolleure des Schweiz. Obstverbandes, die sowohl mit der Vorkontrolle auf dem Felde, wie auch mit der Hauptkontrolle an den Sammelstellen betraut sind. Jene Kirschenpackungen, welche den Qualitätsforderungen entsprechen werden mit einer gut sichtbaren und auffälligen Etikette versehen, die neben dem Text: „Kontrollierte Schweizer Tafelkirschen," eine laufende Nummer, die Kontrollnummer des Produzenten, das Kontrollzeichen des Aufkäufers, das Kontrollzeichen des Kontrolleurs und das Pflückdatum tragen. Dadurch ist auch die kleinste Unregelmäßigkeit sofort eruierbar. Die Nettogewichte der etikettierten Gefäße sind auf 15 Kilo festgelegt und können unter besonderen Umständen auf 20 Kilo erhöht werden.

Damit erhalten unsere Hausfrauen die Garantie, daß sie nur wirklich gute und sorgfältig behandelte und namentlich nur einheimische Ware bekommen und nicht unter einheimischem Namen ausländische minderwertige Qualität, wie dies in den letzten Jahren immer wieder vorgekommen ist.

Schweizer Apfelpektin J. D.

Jetzt zur nahenden Einmachszeit möchten wir unsere Hausfrauen neuerdings daran erinnern, daß es beim Einkochen von Konfitüre ein ausgezeichnetes Mittel gibt, die Herstellung wesentlich abzukürzen und das Aroma der Früchte viel besser zu erhalten, als das bei der sonst üblichen langen Kochzeit der Fall war. Und zudem ist es noch ein einheimisches Mittel, hergestellt aus den Rückständen bei der Mostbereitung und beim Dörren. Es ist das Schweizer Apfelpektin, heute bereits überall erhältlich. Das Verfahren ist auf jeder Büchse genau angegeben. Innert weniger Minuten, dem kochenden Kochmus beigefügt, erfalten wir eine gut gelierende, im Geschmack in keiner Weise beeinträchtigte, aromatische Konfitüre. Zugleich aber haben wir dabei das Verdienst, die einheimischen Rückstände dem Brennen zu entziehen und so mitzuhelfen an der Verringerung der Alkoholherstellung.

Darum Schweizer Hausfrau, kaufe das einheimische Apfelpektin und nicht das ausländische Opekta, das sich in allen Läden bei uns breit macht.

Dörrobst.

Im Frühsommer fehlen uns die Aepfel; wohl sind Erdbeeren, Kirschen, Heidelbeeren zu erhalten, aber es fehlen jene Früchte, die, ohne zu teuer zu sein, die wertvolle, notwendige Ergänzung zu Fleisch- und Mehlspeisen liefern. So greifen wir zu getrocknetem Obst, das seit ältesten Zeiten die wertvollste Reserve darstellt, namentlich seitdem auch in der Dörrobstbereitung wesentliche Fortschritte zu verzeichnen sind. Heute gibt es aus guten Schweizeräpfeln bereitete, schöne weiße, gut vom Kernhaus befreite Apfelringe. Der V. O. L. G. (Verband ostschweiz. landwirtschaftl. Genossenschaften) in Winterthur versorgt uns mit diesen ausgezeichneten Trockenfrüchten, die noch den weitern Vorteil haben, daß sie sehr schnell gekocht sind, aber auch für die Bereitung von Rohkostspeisen sich gut eignen.

Gutes Obst sollte auch am einfachen Tisch nie fehlen: bis Frühobst und die Herbstäpfel reifen, tritt Trockenobst, Dörrobst, als vorzügliches und billiges Nahrungsmittel in die Lücke. Neben den herrlichen Sommerfrüchten, wie Beeren und Steinobst, sei es ein wichtiger Teil unserer täglichen Nahrung.

Von Büchern.

Die Jugendhilfe

von Emma Steiger, Rotapfelverlag, Zürich und Leipzig, 248 S. geb. 5.50 Fr.

Mit ihren einführenden Worten gibt Emma Steiger, deren Feder wir schon manche gute Arbeit aus Fürsorgegebieten danken, am besten wieder, was ihr Buch zu melden hat. „Die vorliegende Schrift gibt eine zusammenfassende Darstellung der Jugendhilfe im weitesten Sinne, d. h. nicht nur der Fürsorge für gefährdete Kinder und Jugendliche, sondern auch der gesellschaftlichen Maßnahmen und Einrichtungen zur Ergänzung der üblichen Kinderpflege und Erziehung durch Elternhaus und Schule und der Schutzgesetzgebung für die Jugend." Mit besonderer Berücksichtigung deutschschweizerischer Verhältnisse, jedoch im weitesten Sinne alle Fragen systematisch bearbeitend, gibt das Buch Einblick in Entwicklungsgeschichte und heutigen Bestand der Jugendhilfe vom Mutterschutz bis zur Ferien- und Freizeitbewegung. Reiches Material für Vorträge, aber auch beste Information über alle bestehenden Institutionen gibt dieses Buch, das allen sozial Interessierten, vor allem Lehrern, Armenpflegern, Fürsorgerinnen, Pfarrern, besonders willkommen sein wird.

Redaktion.
Allgemeiner Teil: Frau Helene David, St. Gallen, Tellstraße 19, Telephon 25 13.
Feuilleton: Frau Anna Herzog-Huber, Zürich, Freudenbergstraße 142. Telephon 22.608

Verkaufsmagazine in: 209-26

MIGROS

Zürich, Winterthur, Wädenswil, Horgen, Oerlikon, Meilen, Altstetten, Bern, Biel, Madretsch, Olten, Solothurn, Thun, Burgdorf, Langenthal, Neuenburg, La Chaux-de-Fonds, Luzern, Schaffhausen, Neuhausen, Chur, Aarau, Brugg, Baden, Zug, Glarus, St. Gallen, Rorschach, Altstätten, Ebnat-Kappel, Buchs, Appenzell, Herisau, Frauenfeld, Kreuzlingen, Wil, Basel, Liestal, Laufen, Pruntrut, Delsberg, Zofingen

Der versunkene Konsument...

die Konsumenten-Eigenschaft des Bürgers und sein daheriger Einfluß auf die wirtschaftliche Abwicklung scheint sich langsam zu vermullisieren. Ganz ohne Ursache sind breitere Strömungen nie. Es ist Tatsache, daß **nunmehr schon seit Jahren** bei der Preisbildung auf dem Welt-Rohstoff- und auf den Fertigprodukten-Märkten der **Konsument** immer Recht bekam, der Produzent immer unterliegen mußte. Immer wieder fand der tiefere Konsumentenpreis Geltung. Daß bei dieser Entwicklung der Produzent als schwächerer Teil die Sympathien für sich gewinnt und der verwöhnte, ganz ohne sein Zutun, immer und immer wieder Recht bekommende Konsument einmal etwas grob beiseite geschoben wird, ist rein menschlich verständlich.

Wer näher zuschaut, stellt sogar fest, daß der Konsument fast beschämt ist, ob der ihm fortwährend in den Schoß fallenden Preis- und Qualitätsvorteile, die er sich gar nicht erträumt hatte! Das mag denn auch erklären, daß anständigerweise der Konsument gerne mithilft, die Produzentenpreise namentlich für hiesige landwirtschaftliche Produkte zu verbessern, d. h. gewillt ist, für das hiesige Produkt bei gleicher Qualität mehr zu bezahlen.

Höchst interessant ist, wie der Spezereihandel es versteht, sich den Stimmungsumschwung zu Nutze zu machen. Es sei gleich gesagt, daß diese Bewegung auch solid finanziert und wissenschaftlich dirigiert ist durch die Bewirtschafter des Spezereihandels, die Nahrungs- und Getränke-Großindustrie.

Wie weit das „Vergessensein" des Konsumenten schon gediehen ist, mag folgender Auszug aus der „Neuen Zürcher Zeitung" (Leitartikel in Nr. 1159 vom 26. Juni a. c.) beweisen:

„. . . . . Auch kein (volkswirtschaftlicher) Verlust, wenn nicht nur Privatgeschäfte, sondern auch Konsumvereine sich mit einem — beliebig großen — Laden begnügen müßten. . . ."

Also die Bell A.-G., der Konsumverein Zürich A.-G., die Migros A.-G., als „Privatgeschäfte", der Lebensmittelverein Zürich, der Allg. Consumverein Basel (A. C. V.) mit je **einem** Laden in Städten wie Zürich und Basel! Gut, — und der Konsument? Arme Hausfrau, ganz übersehen, ganz vergessen! Sie können noch froh sein, daß kein Herr Artikelschreiber aus Versehen Sie „vertrampet" hat.

Bei der vorläufigen mittelständischen Verteilung des Kuchens hat man den Konsumenten als Menschen mit Kopf und Willen ganz übersehen und nur mit dem konsumierenden Maul und Magen und dem zahlungskräftigen Portemonnaie gerechnet, kurz gesagt, den Konsumenten ganz als Objekt der Wirtschaft betrachtet. Daß man jetzt außer den Warenhäusern, Epa usw. und der Migros auch die **Konsumvereine** mit einer Art wirtschaftlichem „Flit" oder Insektenpulver vertilgen möchte, ist etwas viel Ehre für diese braven verbandstreuen Beackerer des Lebensmittelgebietes. Die Idee ist aber nicht überraschend, denn die Mittelständler dürfen schon noch etwas forscher ins Zeug fahren, seitdem auch bestehende Gesetzes-Paragraphen für die „gerechte Sache" kein wesentliches Hindernis mehr sind. Die „Thurgauer Zeitung", (Nr. 148 vom 27. Juni a. c.) berichtet über das letzte Urteil des Bundesgerichtes in Sachen Migroswagen-Gebühren im Kanton Thurgau wie folgt: (Auszug)

„. . . . Die **Minderheit** des Gerichtes hielt dafür, der Regierungsrat sei zu weit gegangen und habe die Migros willkürlich behandelt. Es sei nämlich nicht richtig, daß die Migros weder als Hausierbetrieb noch als Wanderlager betrachtet werden könne, und daß daher für sie als einem Mittelding zwischen diesen beiden Betriebsarten eine besondere, neue Ordnung getroffen werden müsse. Es träfen im Gegenteil die Bestimmungen über das Hausiergewerbe durchaus auf den Migrosbetrieb zu, und damit habe dieser einen gesetzlichen Anspruch darauf, auch als Hausierbetrieb und nur als solcher behandelt zu werden.

Dies sei umso notwendiger, als sich im Kampf um die Migrosbetriebe große Interessengruppen gegenüberstehen; die Konsumenten begrüßen die Migros als Preisregulator, während die Detaillisten in ihr einen unliebsamen Konkurrenten erblicken, der die Warenpreise stark drücke. Unter diesen Verhältnissen sei es daher angezeigt, sich streng an die bestehenden Gesetze zu halten und diese nicht durch Interpretation auszudehnen, um den Begehren einer bestimmten Interessengruppe in diesen Kämpfen mehr oder weniger weit entgegenkommen zu können.

Hier habe aber auch der thurgauische Regierungsrat bewußt so gehandelt und offenbar unrichtigerweise die sich auf das Hausierwesen beziehenden gesetzlichen Bestimmungen nicht angewendet, was zu Aufhebung seines Erlasses führen müsse. . . ."

Soweit der Ruf des Richters in Zeiten leidenschaftlicher Interessenkämpfe, das Gesetz und seine Befolgung hochzuhalten. Der Entscheid aber lautete gegenteilig.

Der Konsument wird in nächster Zukunft in den verschiedenen Kantonen Gelegenheit haben, zu zeigen, ob er **nur** Objekt ist und sein will.

Wir wurden nach der Abstimmung in Baselland ausgelacht mit dem Zuruf: Da **hat** die Migros ihre verehrten klugen Hausfrauen, die **Männer** haben das Stimmrecht!

Aber aufgepaßt:

Am 28. Mai ist im Kanton Zürich ein „Standesgesetz". — das an und für sich ganz gut gewesen sein mag, — nur weil es in der Nase des Volkes nach Schutz eines einzelnen Standes roch, mit zwei Drittel Nein und ein Drittel Ja unsanft in Nichts versunken, obwohl sämtliche Parteien für jenes Gesundheitsgesetz einstanden.

Wie wäre es, wenn der zweitklassige **unselbständige** Mittelstand ob des Lärms des selbständigen zum Erwachen käme? Es hat nämlich der Zweitklassigen einigemal mehr Stimmen. Ob sich die Begriffe des Zweitklassigen in Sachen Konsumenten-Politik mit denen des Erstklassigen decken werden? Wir glauben, daß z. B. die Staats- und Gemeindebeamten immer noch nicht genügend das Gefühl haben, daß sie ihren Lohn dem staatserhaltenden Mittelstand zu verdanken haben. Da muß offenbar noch gewirkt werden!

Thurgau u. Appenzell a. Rh.

Nachdem die Gebühren für den Wagenverkauf in diesen Kantonen offensichtlich zu hoch angesetzt sind, werden wir auch ein Regime schaffen, daß die betreffenden Konsumenten und Produzenten das Zuviel an Gebühr selbst bezahlen müssen. Es bleibt dann den betreffenden Kantonsregierungen überlassen, die Lebensmittel nach Belieben höher zu besteuern und die landwirtschaftliche Produktion besonders zu belasten, — man ist heute ja nicht mehr so sehr von Skrupeln angekränkelt, ob eine fiskalische Belastung „sozial" sei oder nicht. Es heißt jetzt: „Nur immer feste druff!"

Im Kanton Waadt

ist eine Anti-Migros-Motion eingereicht worden, bevor die Migros dort erschien.

1. Es war einmal

die schönste nobelste Aufgabe des Unternehmertums, nebenbei dafür zu sorgen, daß der Arbeiter und die Arbeiterin mit dem oft nicht zu hohen Lohn, den sie bekamen, mit ihren Familien auch ihr Leben fristen konnten.

Die Herren setzten sich dafür ein, daß die Lebenskosten erschwinglich blieben. Damit war auch der soziale Friede gesichert. Heute ist das nicht mehr nötig; die „Exportlöhne" sind zwar zeitgemäß abgebaut, aber für den sozialen Frieden ist durch eine „nationale Erneuerung" kraftstrotzend gesorgt. Das waren alte Ansichten und Methoden!

2. Es war einmal....

daß man nicht denen die Hand gereicht haben würde, die einen **ärmsten Stand** ganz um seine karge und unsichere Existenz zu bringen trachteten. Heute steht auf dem Programm einer Partei der Wohlsituierten „Kampf dem Straßenhändler". Es sollen deren 3500 allein im Kanton Zürich sein.

Den schwächsten Konsumenten und den Schwächsten der untersten Stufe des Handels den risikolosen Kampf anzusagen aus politischen Gründen — wird sich eine solche Politik für eine historische, sich glorreicher Traditionen rühmenden Partei rentieren? Da müßte das Stimmvolk selbst diese „Entwicklung" ja auch durchgemacht haben!

Das Volk aber ist in seinem Urteil gesund geblieben.

Produktion AG. Meilen, Meilen

Die am 30. Juni a. c. fällig gewordenen Zins-Coupons Nr. 5 unserer 6 Prozent Obligationen-Anleihe 1931 werden von unserer Geschäftskasse in Meilen, sowie in Zürich von der Zürcher Kantonalbank und der Hauptkasse der Migros A.-G., Limmatstraße 152, abzüglich 2 Prozent Couponsteuer, eingelöst.

Produktion A.-G., Meilen.

Neu: Walder Schok.-Haselnüsse

eine ganz knusperige Sache!

122—128-gr-Schachtel **50** Rp.